

Samuel P. Huntington, Kampf der Kulturen

The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order, New York 1996

Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert, München 1998. 8. Auflage 2002.

I.

Im Jahr 1927 in New York geboren, erlebte Samuel P. Huntington den Kalten Krieg in all seinen Phasen intensiv mit – von dessen Entstehen nach dem Zweiten Weltkrieg über die Krisen der sechziger und siebziger Jahre bis zur Öffnung des Eisernen Vorhangs 1989. In seine Lebenszeit fielen jedoch auch die Auflösung der Kolonialreiche und der Aufstieg der Schwellenländer. Diese Entwicklungen hat der Politikwissenschaftler immer wieder aufgegriffen und kommentiert. Huntington erhielt seine Ausbildung an den Universitäten Yale, Chicago und Harvard. Abgesehen von einer kurzen Unterbrechung verbrachte er sein ganzes wissenschaftliches Leben in Harvard.

Mit der Schrift „Political Order in Changing Societies“ wandte sich Huntington 1968 gegen eine zu optimistische Sicht auf die Veränderungen in postkolonialen Gesellschaften und gegen die von Denkern wie Alexis de Tocqueville und Max Weber beeinflusste Modernisierungstheorie. Voraussetzung für eine stabile Gesellschaft sei nicht primär eine demokratische, marktwirtschaftliche, rechtsstaatliche und mithin liberale Ordnung. Vielmehr sei das Vorhandensein einer Ordnung an sich entscheidend, unabhängig von deren Form. Modernisierung könne hingegen aufgrund von der damit einhergehenden höheren Komplexität die Gesellschaft destabilisieren.

Im Jahr 1989 veröffentlichte Huntingtons Schüler Francis Fukuyama einen Essay unter dem Titel „The End of History?“, in dem er die Erfolge und die Überlegenheit der liberalen Demokratien des Westens herausstellte. In diesen Diskurs trat Huntington mit seinem 1993 erschienen Artikel „The Clash of Civilizations?“ ein, den er 1996 zu einem Buch ausbaute. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 wurde über seine Thesen nicht mehr nur im akademischen Umfeld diskutiert, sie entwickelten sich zum Allgemeinplatz. Dabei wurden sie oft sehr vereinfacht wiedergegeben, und das Bild vom „Kampf der Kulturen“ wurde von allen Seiten bemüht.

In dem Buch „Who are we? The Challenges to America’s Cultural Identity“ wandte sich Huntington 2004 dem Thema Immigration zu. Historisch gesehen seien die Vereinigten Staaten das politische Ergebnis des protestantischen Dissenses, schreibt er, aufgebaut auf den Prinzipien von Freiheit, Gleichheit, Individualismus, repräsentativer Regierung und Privateigentum. Diese Identität sah er durch die wachsende Zahl von Migranten aus der hispanischen und mithin katholischen

Kultur gefährdet. Zudem verliere die Kultur der Vereinigten Staaten durch die zunehmende Globalisierung an interner Strahlkraft und werde bedroht durch Emanzipationsbewegungen von Minderheiten.

Huntington, der in der Amtszeit des amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter zwei Jahre Mitglied im Nationalen Sicherheitsrat war, hatte Gegner und Freunde über die Parteigrenzen hinweg; er lässt sich nicht eindeutig einem politischen Lager zuordnen. Über Jahrzehnte hinweg war er eine der führenden Stimmen im Diskurs über politische und gesellschaftliche Fragen in den Vereinigten Staaten und darüber hinaus. Er starb im Jahr 2008.

II.

Im „Kampf der Kulturen“ beschreibt Huntington nach dem Ende des Kalten Krieges und in einer Zeit erodierender Nationalstaaten die entscheidenden künftigen Konfliktlinien zwischen den acht großen Zivilisationen. Er grenzt diese wie folgt ab: afrikanisch, chinesisch, indisch, islamisch, japanisch, lateinamerikanisch, orthodox, westlich. Er beschreibt den Konflikt der Kulturen als Normalzustand in der Geschichte der Menschheit (Kapitel 2). Die Konflikte würden vorerst nur in Stellvertreterkriegen – „Bruchlinienkonflikten“ – ausgefochten, beispielsweise im ehemaligen Jugoslawien, im Sudan und in Sri Lanka. Es bestehe jedoch die reale Gefahr, dass sie sich auch in großen Auseinandersetzungen – „Kernstaatenkonflikten“ – zwischen den Kulturkreisen entluden. Am wahrscheinlichsten seien Konflikte zwischen dem Westen einerseits und China und/oder der islamischen Welt andererseits (Kapitel 9-11). Der wirtschaftliche Aufstieg der Schwellenländer und die zunehmende Verlagerung der demographischen Gewichte in der Welt führten zu einer Bedrohung der westlichen Welt von außen (Kapitel 4). Von innen werde sie bedroht durch einen Werteverlust, der sich in zunehmender Kriminalität, dem Verfall der Familie und allgemeiner Dekadenz äußere (Kapitel 12).

Die Frage, wie sich die Konflikte so weit wie möglich eindämmen lassen, beantwortet Huntington mit dem Verweis auf drei Notwendigkeiten: Es bedürfe einer neuen multipolaren Weltordnung (Kapitel 6); der Westen müsse sich auf seine Werte rückbesinnen (Kapitel 12); strategische Machtpolitik sei an die Stelle eines ethischen Universalismus zu rücken (Kapitel 8).

III.

Huntington ist ein kundiger Beobachter, dessen Beschreibungen der aktuellen Situation in vielen Fällen präzise sind. Allerdings ist seine Argumentation oft durch den Status quo geprägt, auch in der Beurteilung von geschichtlichen Entwicklungen. Auffallend sind der rein deskriptive Charakter des Buches und der Verzicht des Autors auf konsistente normative und hermeneutische Paradigmen.

Aus freiheitlicher Sicht sind vor allem drei Punkte kritisch zu beurteilen: das historizistische Geschichtsverständnis des Autors, also die Vorstellung, dass geschichtliche Entwicklungen einer inneren Notwendigkeit folgen; sein statischer Kulturbegriff und sein kollektivistisches Identitätsverständnis; und schließlich der sich daraus ergebende Kulturpessimismus.

Während Fukuyamas Idee vom Ende der Geschichte der linearen historizistischen Tradition Hegels folgt, entspricht Huntingtons Darstellung einem zyklischen Geschichtsverständnis, wie man es in den Schriften des Renaissance-Philosophen Giambattista Vico findet. Die Geschichte wird als Abfolge des Werdens und Vergehens von Nationen gesehen (Kapitel 2). Doch wenn die Entwicklung unausweichlich ist, kann der Mensch nur noch ein Objekt höherer Gewalten und kein frei handelndes Subjekt mehr sein.

Huntington weist an einigen Stellen in seinem Buch zwar darauf hin, dass Menschen mehrfache Identitäten in sich vereinen und dass diese Identitäten verschiedene Dimensionen hätten (S. 198f), doch er macht daraus kein allgemeines Paradigma. In seiner Argumentation treten Kulturen als geschlossene Entitäten auf, die von ihrem Aufstieg und Niedergang abgesehen keiner Veränderung unterliegen und sich trotz der Größe der beschriebenen Kulturräume auch weitgehend homogen entwickeln. Dieser Blick auf Kulturen als geschlossene Kollektive steht in direktem Kontrast zum methodologischen Individualismus, wie ihn bedeutende Denker der Freiheit wie Ludwig von Mises und Friedrich A. von Hayek vertreten haben. Zudem vereinfacht Huntington derart, dass man nur vermuten kann, dass er sich nur wenig mit Identitätskonzepten aus anderen Geistes- und Sozialwissenschaften befasst hat, vor allem aus der Psychologie, der Ethnologie, der Soziologie und der Geschichtswissenschaft. Diesen Punkt kritisiert auch der Nobelpreisträger Amartya Sen (2010) nachdrücklich.

Wer nun aber geschichtliche Entwicklungen als unausweichlich begreift, wer zudem Kulturen kollektivistisch fasst und sie nur statisch beschreibt, der landet am Ende zwangsläufig bei einem fatalistischen Kulturpessimismus. So bewertet Huntington die Entwicklung der westlichen Welt apodiktisch und normativ als einen Verfall und schließt mithin von vornherein aus, dass sich diese Entwicklungen in der Rückschau als Errungenschaften herausstellen können. Ein solcher Kulturpessimismus indes ist inkompatibel mit der Idee der „offenen Gesellschaft“ (Popper), die im Zentrum des freiheitlichen Denkens steht.

Huntingtons Buch ist in seinen Aussagen stark zeitverhaftet. Dennoch lohnt sich die Beschäftigung, weil es wie in einem Brennglas Denkströmungen aufgreift, die auch heute immer wieder zu Bedrohungen einer freien und offenen Gesellschaft werden. Charakteristisch dafür ist der Fatalismus, mit dem Entwicklungen prinzipiell entweder verworfen oder ausgeschlossen werden, die heute noch nicht denkbar sind. Dieses mangelnde Vertrauen zur menschlichen Entwicklungsfähigkeit teilt

Huntington mit den Sozialingenieuren auf allen Seiten des politischen Spektrums – mit denen, die einen vergangenen Zustand wiederherstellen oder mit aller Macht bewahren wollen, wie auch mit denen, die eine bessere Welt am Reißbrett zu erschaffen suchen.

Angst ist stets ein Gegner der Freiheit: Das ist eine wesentliche Erkenntnis Karl Poppers. Schon 1980 machte er in einem Vortrag deutlich, dass die Konfrontation von Kulturen nicht notwendigerweise zum Fürchten ist, indem er feststellte, „daß ein solcher Zusammenprall nicht immer zu blutigen Kämpfen und zu zerstörenden Kriegen führen muß, sondern daß er auch der Anlaß zu einer fruchtbaren und lebensfördernden Entwicklung sein kann“ (Popper 1995, S. 128).

Literatur

Otfried Höffe, Wirtschaftsbürger, Staatsbürger, Weltbürger. Politische Ethik im Zeitalter der Globalisierung, München 2004.

Karl Popper, Das Elend des Historizismus, Tübingen 2003.

Karl R. Popper, Über den Zusammenprall der Kulturen, Vortrag von 1980, zuerst veröffentlicht 1981, in: ders., Auf der Suche nach einer besseren Welt, München 1995, S. 126-136.

Amartya Sen, Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt, München 2010.

Zitate

„Kulturkreise sind das umfassendste ‚Wir‘, in dem wir uns kulturell zuhause fühlen, gegenüber allen anderen ‚Sie‘ da draußen.“ (S. 54)

„Viel bedeutsamer als wirtschaftliche und demographische Fragen sind Probleme des moralischen Verfalls, des kulturellen Selbstmords und der politischen Uneinigkeit des Westens.“ (S. 500)

„Alle Kulturen machen einen ähnlichen Prozeß der Entstehung, des Aufstiegs und des Niedergangs durch.“ (S. 512f)